

Niobe.

Roman von Jonas Lie.

„Um, die Idee ist an und für sich ausgezeichnet, sogar brillant, wenn sie — hm, hm — wenn sie Aussicht hätte. . . Damit würde, gleichsam mit einem Schlage, der volle Schutz der Frau gesetzlich an das Jawort gebunden sein, das sozusagen der Freiheitsdiamant in ihrem Trauring ist,“ schwang er sich auf. „Um, hm, aber —“

„Ja, nicht wahr,“ triumphtierte Minka und schlug Schulteiß mit dem Strohhalm, den sie in der Hand hin und her bewegte, auf die Finger, „ich habe — wie nannte er es doch noch, wissen Sie, der, der entdeckte — Heureka, Heureka! Die Lösung des Ganzen. Ich könnte inwendig hoch aufspringen, so frohlich bin ich.“

„Um, hm!“ Schulteiß zog bedenklich mit der vorspringenden Lippenpartie.

„Weshalb sehen Sie eine solche Miene auf, Herr Schulteiß?“

„Ich meinte nur — hm, hm — ich möchte von Herzen wünschen, daß sich das durchführen ließe, Fräulein Minka —“

„Haben Sie selber nicht so oft gesagt —“

„Aber leider, Sie vergessen in Ihrem arglosen Herzen den Alleinherrscher, den Unterdrücker. . . Er wird nicht so leicht ein solches Gesetz durchgehen lassen.“

„Ich finde, Sie thun nichts weiter, als daß Sie sich selber widerprechen.“

„Bitte, lassen Sie mich Ihnen meinen Standpunkt auseinandersetzen. Ich halte fest, daß die Idee brillant ist, halte unerschütterlich fest daran. Aber die Hindernisse —“

„Was für Hindernisse? Sie haben stets Hindernisse, wenn es darauf ankommt, Herr Schulteiß. Sie sind überhaupt so einer mit Hindernissen.“

„Die Durchführung dieses Gesetzes — setzt voraus — ich will es Ihnen nicht verhehlen — nichts Geringeres, als daß die ganze Frauenfrage im voraus zum siegreichen Abschluß gelangt ist.“

„Pui, so ein spitzfindiger, winkeltüchtiger Mensch!“ rief sie aus.

Schulteiß sah sie wehrlos an, als wenn er nur um Verzeihung flehe.

Sie schlug mit dem Strohhalm gegen ihr Kleid und stampfte mit dem Fuß:

„Es ist ärgerlich, daß Sie stets etwas ansfindig machen müssen, was im Wege ist. Nun kann mein Gesetz gleich wieder nicht durchgehen. Und deswegen soll nun der ganze Artikel fallen!“ Flagte sie verzweifelt. „Ich glaube wirklich, ich fange an, alles zu hassen, was Männer heißt.“

„Ja, Fräulein Minka, mit der Leidenschaft könnten Sie etwas anrichten. Der Haß muß das Befreiungswerk treiben, bis alles schließlich von selber gehen kann — mit Liebe.“

„Aber trotzdem, Herr Schulteiß.“ begann sie nach einigem Bedenken, „sollte der Artikel aufgenommen sein, und finden Sie, daß er wirklich gut geschrieben ist, ich mache mir nichts mehr aus der Idee, wenn doch erst nach hundert Jahren etwas daraus werden kann. Aber, wenn Sie glauben, daß er Aufsehen erregen wird, dann klatschen Sie dreimal unten am Gartenthor in die Hände, als wollten Sie die Tauben locken.“

„. . . Und dann, Herr Schulteiß, es kann heute möglicherweise eine Antwort von Fräulein Lund kommen, ob etwas aus der großen Fustour hierher wird, die sie unten in der Stadt geplant haben. In dem Fall kommt Fräulein Dettla Feiring gleich hierher, um für mich die Erlaubnis zu erwirken, daran teilzunehmen. Aber Vater und Mutter dürfen keine Ahnung haben, daß ich für das Zustandekommen gewirkt habe. — Hören Sie, Herr Schulteiß, Sie haben heute viel zu thun.“

Er nickte mit dem glückseligen Lächeln dessen, dem Vertrauen geschenkt wurde, während Minka in den Garten zurückeilte.

Die Postzeit war vorüber und Briefe und Zeitungen waren nach den vorläufigen Revisionen unten auf der Land-

straße wie gewöhnlich in zweckmäßig geläutertem Zustande auf den Tisch im Arbeitszimmer gelegt, darunter ein aus seinem Kreuzband herauschimmerndes neues gelbes Heft des „Zwanzigsten Jahrhunderts“, das keine Veranlassung zu einem Handeklatschen unten an der Gartentpforte gegeben hatte.

Schulteiß war unruhig umhergeschwankt und gewandert, bis es ihm gelungen war, Minka die trostreiche Möglichkeit zuzurufen, daß vielleicht in diesem Heft kein Platz zur Aufnahme des Artikels gewesen sei.

Er befand sich auf dem Wege zu seinem Zimmer, als er von Frau Wente zurückgehalten wurde, die aus der Stubentür kam:

„Wir haben einen Brief von Endre bekommen. — Möchten Sie nicht einen Augenblick hereinkommen, Herr Schulteiß! — Aus Dresden.“

„Aus der Künstlerstadt, aus dem schönen Elbflorenz,“ schaltete Schulteiß verbindlich ein.

„Es ist ja doch auch Kunst, Herr Schulteiß, tiefere Kunst, die in der Operette gepflegt wird. Endre denkt nämlich jetzt daran, Operettensänger zu werden. . .“

Sie sah ihn forschend an.

„Zweifellos, Frau Doktor, zweifellos.“

„Er sagt, daß die sogenannten ersten Ranges-Opern den Künstler zum Brüllen zwingen, ihn zum Bruder des Marktschreiers machen, durch diese unendlich großen Lokale, und daß der Sänger bei der Ausübung nur die allergrößten Momente berücksichtigen kann.“

„Wirklich, sehr treffend,“ rief Schulteiß aus.

„Ja, ich verstehe nur so wenig davon, da ist vieles in seinem Brief, worüber Sie mir vielleicht etwas Aufklärung geben könnten. So schreibt er zum Beispiel, daß er keinen Unterricht bei diesem berühmten Luzmann nehmen will.“

„So? — Aber das war doch der Grund, weshalb —“

„Er hat einen andren Singlelehrer entdeckt, der noch nicht berühmt ist, aber scheinbar an der Spitze einer Bewegung dort unten steht. Es soll eine ganz neue, viel natürlichere Methode sein. Sie behaupten, daß die alten Singlelehrer die Stimmen verpuscht und ruiniert haben —“

„Und daran mag etwas Wahres sein, Schulteiß, Endre ist so weich, so weich,“ fügte sie mit einem Ausdruck hinzu, als wenn die Erinnerung sie überwältigte.

„Ja, die Jetztzeit fordert das Natürliche; dem Natürlichen zu Ehren wird das Banner erhoben und auf allen Gebieten schart man sich zusammen,“ demonstrierte Schulteiß.

„Aber das Ganze da in Dresden ist nun doch gar nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte; alle diese Freunde und dies Leben, in das er hineingeraten ist, mit Sängern und Sängerinnen — ja, wir dürfen ja nicht vergessen, daß er auf die Operette hinarbeitet. Aber trotzdem — diese Fräulein und Frau Operettensängerinnen Soundso —“

„Der Künstlerinn hat vor allen Dingen das Bedürfnis, in Kunstatmosphäre zu leben, Frau Doktor. Der Tisch darf seines Elements nicht beraubt werden.“

„Meinen Sie das, Herr Schulteiß?“ Sie sah da, sich in ihren eignen Gedanken wiegend.

„Sie wissen ja, eine Mutter macht sich viele übertriebene Sorgen. Ich hatte mir nun vorgestellt, daß er dort so ganz still leben würde, nur mit seiner Ausbildung beschäftigt, daß er sich, gleichsam absichtlich, in diesen zwei oder drei Jahren vor seiner Vergangenheit verstecken würde, bis er in seiner ganzen Vollendung auftreten könne. Dies alles muß ihm doch recht tauben?“

Schulteiß krümmte und wand sich, um eine ehrerbietige Widerlegung zu finden.

„Gestatten Sie mir, Frau Doktor, wollte man nach dem gewöhnlich Alltäglichen schließen, aber,“ er erhob die Stimme, „das Selbstgefühl eines Künstlers ist nicht alltäglich. Man muß von einer inneren Unbändigkeit ausgehen. Der wilde Vogel kann sich nicht darein finden, seine ganze Lehrzeit hindurch mit gestutzten Flügeln im Käfig zu sitzen. — Oder auch, es ist keine Unbändigkeit vorhanden,“ sprach er in dialektischer Dize, „und dann dürfte es auch kein — kein Künstler sein.“

Die Doktorin nahm sich gleichsam zusammen.

„Sie haben gewiß so recht, so sehr recht, Herr Schulteiß, man darf das Ungewöhnliche nicht mit gewöhnlichem Maßstab bemessen. . .“

Nachdem Schulleiß hinausgegangen war, saß Frau Wente am Nähtisch. Ihr Ausdruck war so qualvoll nachdenklich.

Sie senkte tief, hob den Deckel in die Höhe, nahm den Brief hervor und legte ihn mechanisch ein paarmal wieder nieder.

Mit rastloser Miene, die Hand in die Seite gedreht, als hätte sie körperlich, fing sie an, im Zimmer auf und nieder zu gehen.

An dem zur Reize gehenden stillen Abend war der Hof des Doktors plötzlich ganz belebt geworden. Auf der Treppe und dem Flur lagen Kängel und Plaisirs und Stöße, während in Sportstracht gekleidete Herren und Damen mit wollebenen Strümpfen und dicken, eisenbeschlagenen Schuhen sich unter Lärmen und fröhlichem Leben durch die Zimmer bewegten.

Eine Touristengesellschaft — drei Damen und zwei Herren — hatten sich hier ein Stelldichein mit Fräulein Feiring gegeben, die schon früher am Tage von Boigt Preuß hierher gekommen war und es sich angelegen sein ließ, den Doktor und seine Frau zu bombardieren, daß sie Minna doch teilnehmen lassen sollten. Es war eine längere, drei- bis vier-tägige Futtour durch das Waldgebiet geplant worden. Kjel war natürlich selbstredend mit dabei, für ihn hatte Thekla Feiring garantiert; auf seiner zuverlässigen Angel beruhte außerdem die Aussicht auf die roten Lachsforellen, die am Feuer geröstet werden sollten, wenn man das Lager aufschlug.

Und von dannen mußte man, ehe die Sonne am nächsten Morgen aufging, um Rast halten zu können, wenn die Hitze späterhin am Tage zu groß wurde.

Thüren und Fenster waren weit geöffnet und ließen den Duft der Heuschaber ein, während man kurze Pfeifen und Zigaretten rauchte und von den Anstrengungen des Tages ausruhte.

Kjels überströmende Gastfreierheit stellte sozusagen das ganze Haus auf den Kopf. Der mitgebrachte Waidvorrat mußte untersucht und mit dem ergänzt werden, was die Vorratskammer zu bieten vermochte, mit geräucherter Lachs, Schweinefleisch, Schinken und dergleichen mehr.

Aber Waters Cognac — den wagte er nicht zu empfehlen. Er lächelte den beiden Herren halb blinzeln zu, dagegen der Brauntwein, der —

Ein Boot sei für sie am Fischwasser bereit. Ein Pferd — man mußte ein Pferd mitnehmen, falls jemand zu müde werden sollte, und für die schwerste Bagage — er würde schon für das alles sorgen; er disponierte über Leute und Lastpferde genug, so weit der Distrikt reichte.

Das Gesicht mit dem kurzen, buschigen Schnurrbart und die sicheren, großhändlerisch bewußten Neußerungen ließen keinen Zweifel daran aufkommen, daß man hier das Glück gehabt hatte, eine Art von Protektor, von Omnipotenz auf diesem Gebiet zu finden, eine Persönlichkeit mit plutokratischem Einfluß, die zugleich ungemein orientiert und populär war.

Und dazwischen bewegten sich Arndt und Rassi, aufs höchste interessiert und begeistert; sie waren bald mit ihnen allen bekannt geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Berliner Kunstsalons.

Bei Keller u. Reiner ist jetzt Gelegenheit geboten, vier Plastikler mit einander zu vergleichen. Lambeaux, Rodin, Meunier, Klinger. Die eigentliche Ausstellung gilt dem Belgier Jef Lambeaux. Er ist mehr Gesellschaftskünstler als Meunier, als Rodin. Er kommt nicht über eine Kreislinie heraus, die sein Schaffen umschließt. Immer liebt er ein wenig die Pose, das Elegante, das Zierrliche in der Bewegung, die Grazie im Wirbel. Wo er einen Porträtkopf giebt, giebt er gern etwas hinzu, das Lebendigkeit sein soll, eine lebhafteste Kopfbewegung. Diese Zugabe — man nehme noch das ein wenig süßliche Lächeln hinzu — neigt ein wenig zu gallischer Affektiertheit.

Lambeaux ist nicht so erschwerer wie Meunier. Nicht so weit ansholend in seiner Geberde wie Rodin. Auch nicht so momentan zwappend wie Rodin. Es bleibt Gesellschaftskunst, wird nicht einfache, echte Menschenkunst, wird nicht große Natur. Seine Kolossalgruppe „Adam und Eva“ wirkt gar nicht groß. Sie wirkt nur vergrößert. Sie ist klein gedacht, klein gesehen. Es fehlt der Zwang des Gigantischen. Diese beiden Menschen haben noch nicht eine bestimmte Rationalität abgestreift. Eva sowohl wie Adam scheinen schon so kultiviert. Sie sind trotz ihrer Nacktheit, Kulturtypen, nicht Naturmenschen. Fein ist nur die Bewegung, die beide zusammenfaßt, die Flucht, das Wegstürzende. Das Weib stürzt voraus. Der Kopf des Mannes er-

scheint in scheuer, wilder Angst hinter ihr, über ihrer Schulter. Dieser Anprall nach vorn ist darstellerisch gelungen. Diese beiden Menschen stürzen aus dem Paradies, lassen eine seltene Vergangenheit hinter sich und stürzen, gejagt von einer furchtbaren Macht, ins Unbekannte hinaus.

Dies ist überhaupt bezeichnend für Lambeaux: Er bringt gerne zwei Körper spielend zusammen. Er liebt die Bewegung. Er will keine Pose, er will keine Wucht, er will keine Gegenwart, die er nicht hinaushebt über sich selbst, zu einem Allgemein-Menschlichen. Auf diesem Gebiet der Bewegung stellt er sich selbst schwierige Aufgaben, die er dann mit spielender Eleganz löst. Die beiden Gruppen „Der Auf“ sind bezeichnend für ihn. Die Schwere des Materials scheint beinahe aufgehoben. Die Körper biegen und wiegen sich. Mit rückwärts gewandtem Kopfe strebt der eine Körper zum andern hin.

Zum Höhepunkt gebracht ist das Gefühl des plastischen Gegen-einander-Anstrebens in der „Küngergruppe“. Da drängt sich mit aller Wucht ein Kämpfer gegen den andern. Der setzt sich zur Wehre, stemmt sich dagegen. Und es ist dem Künstler gelungen, in dem gewaltigen Zusammenrasen des zurückgedrängten Gegners schon ahnen zu lassen, daß er, dessen Muskeln sich spannen, aufkommen wird gegen den Anprall.

Virtuos behandelt Lambeaux das Metall. Doch vermeidet er sorgfältig die gefährliche Klippe, wo das Virtuose umschlägt ins Spielerische.

Vollendet ist eine meterhohe Platte „Vachantinnen“. Da wachsen, erst kaum sichtbar, die schwachen Konturen lebhaft bewegter Leiber aus der Glätte der Metallfläche. Sie streben förmlich aus der Fläche; sie entstehen, sie werden erst. Die Fläche beginnt so, zu leben. Nach der Mitte zu und stetig wachsen dann die Massen voll heraus, Haare, Leiber, verschlungene Glieder. Eine wirbelnde Bewegung, die aus der toten Fläche zusammenschießt, und sich um den Mittelpunkt sammelt.

Und dann schaffst er ein Werk wie den „Sämann“. Mit weiten Schritten, fest und sicher, schreitet er dahin. Alles ist sicher abgewogen, die Maße, die Bewegung. Fein gewählt, und frei verteilt die Massen. Und frei ist der Schritt dieses Mannes, der, mit der Hand weit ansholend, die Körner streut. Leben spielt in diesen Muskeln, innerliches Leben. Die Bewegung ist gesammelt, gebündelt. Und doch scheint sie unaufhaltbar weiter zu spielen. Die technische Beherrschung wird hier offenkundig. Die Vollendung wie die Grenzen.

Ein Künstler wie Toorop führt unwillkürlich darauf, seine — fremde — Rationalität als Erklärung für die besondere Art seines Schaffens heranzuziehen.

Er ist Malaya.

Er hat eine eigentümliche Art.

Er sieht die Dinge nicht mit der Kulturbrille, die uns alle Dinge so vertraut, so selbstverständlich und bald — wenn wir nicht eigne Frische in uns haben, die dem wechselnden Charakter nachzuspüren willens ist — sabbolenhaft erscheinen läßt. Wir sehen so leicht nur die Thatsächlichkeit der Dinge und begnügen uns, wenn wir das Wort gefunden haben, das diese thatsächlichen Beziehungen ausdrückt. Davon, daß jedes Ding für sich lebt, wissen wir nur in den besten Augenblicken. Da ahnen auch wir tiefer liegende Beziehungen. Es ist dies wieder nicht ein Gefühl, vom Verstande geleitet, das mit einem Schlagwort wie Mystik oder dergleichen gekennzeichnet wäre. Vielmehr ist es ein sehr lebendiges, ganzes Sich-Eins-Fühlen, ein tieferes Hineinsehen, ein Ahnen. Wie alles Naturgefühl ein Ahnen ist, ein Ahnen von einer anderen Seele.

Von all dem weiß Toorop. Nur ungefähr. Noch leitet ihn der Verstand. Er steht vor der Pforte, die ihn einläßt zu einem großen, ganzen Gefühl. Es ist ein Laufen. Frühzeitig will er dann Werke geben und zwingt das Sidaufstehende akzufraß in feste Formen. Dann macht man ihm den Vorwurf, seine Kunst suche eine ankerlich aufgetragene Symbolik.

Toorop sinnt den Dingen träumend nach. In sich selbst fühlt er ein Werden und Werden. Er hat kein Urteil, er sucht es nicht. Raib, mit der berechnenden und ahnenden, halb schaffenden, halb hingebenden Art eines Menschen, in dessen Adern noch ein andres Blut fließt, spürt er überall Beziehungen. Das malayische, fremde Blut ist unruhiger, feinsühlender als europäisches Wissen, als Kulturverstand. Immer revoltiert es dagegen. Es will nichts wissen von Thatsachen. Dieses Unentwickelte, dieser Zwang hierzu und Abneigung gegen europäische Fertigkeit kennzeichnet einen Menschen, der innerlich untrur Kultur fern und einer primitiveren Natur ahnend nahe steht. Immer steht der natürliche, fein empfindende Mensch den Kulturerscheinungen, die uns in solcher Fülle fesseln, bis zu einem gewissen Grade wech-seliger gegenüber, als ein gewitziger Europäer. Hierzu kommt, daß man gerade bei solchen primitiveren Völkern oft eine erhöhte Sensibilität findet, eine feinere Intellektualität, die nicht mit Haufen von Wissen aufwartet, wohl aber zarter den Dingen nachspürt. Sie stehen noch in all dem Ungeklärten der Elemente. Sie ahnen mehr, als daß sie wissen.

Ein solcher Mensch gerät also in das europäische Kunstgetriebe hinein, das so wenig einer ruhigen Entwicklung günstig ist. Mit der Empfindlichkeit, die solchen Naturen eigen ist, nimmt er auf und schließt sich andererseits ab. Unentschieden ist sein Weg. Von landläufiger Kritik wird ihm eine Marke aufgelegt. Wenn er nun

weiter sucht, sich ändert, so heißt es gleich, er verliert sich, es ist ein ratloses Hin- und Hertasten. Doch geht er fachte seinen Weg weiter.

Dabei hat er wohl Gefühl für die künstlerische Konzentration. Er hat in europäischer Schulung gelernt. Er gebraucht die Technik. Sie ist ihm handhabbar, das Flüchtige zu bannen. So eint sich knospenhafter, ungeläuter Empfindung, die sich gern verhält, eine in langen Entwicklungen herausgebildete Technik, die Loorop mit der Raffinerie sich aneignet und handhabt, wie sie solchen Naturen gerade, die diesem Geist eigentlich fremd gegenüberstehen, eigen ist. Spielend wie ein Kind handhabt er diese Schwierigkeiten. Denn oft haben solche Völker eine so feine Hand, einen so entwickelten Sinn für die feinsten Reize, daß unter Empfinden dagegen robust erscheint. Diese Völker leben — tatsächlich vielleicht in niedrigen Verhältnissen — in einer Sphäre erhöhter Geistigkeit, die an Weisheit grenzt. Ramentlich finden wir das bei den Völkern Afriens. Ein Empfinden, das das unsre an Zartheit und Verständnis weit übertrifft.

So geht in diesem Falle beides nebeneinander her: die Technik, wie sie bei uns solche handhaben, die über all die Vergangenen hinweg zu neuen Zielen wollen, und ein primitives, uranfänglich-tündliches Empfinden, zaghaft, scheu und visionär. Dieses die Mitgift seiner Natur, seines Stammes, das andre das Erlernte, das Märc, das für ihn Fremde. So erhält bei Loorop dieses Instinktive, dieses Ewig-Naukende, beinahe Vegetative der Empfindungen, das immer Ding und Idee, Vorstellung und Sein noch ganz ungelöst vermischt und die Außenwelt aus sich heraus abspinnen zu können meint, die Möglichkeit, durch eine gefestigte Technik gebannt zu werden. Da die Innenwelt überwuchert, spürt eine scharfe Angst, Naturvöllern eigen, noch zaghaft um die Dinge herum. Eine reale Außenwelt ist hier für Loorop noch gar nicht vorhanden.

So ist Loorop selbst ein Problem, selbst eine Fragestellung. Alles geht noch ineinander und will sich nicht scheiden und setzen zu festen Architekturen, zu Werken. Es sind alles Ansätze, die, kaum Wirklichkeit geworden, schon zurückstreben in das Unwirkliche. Nur ein Porträt ist hier, eine Dame, das zeigt, wie sehr Loorop wirklich werden kann. Diese Farbenpunkte, die das Bild zusammensetzen, leuchten und leben. Sie eint sich, es giebt ein fabelhaft lebendiges Bild. Hier hat Loorop mit ganzen Sinnen zur Außenwelt gestrebt.

Auch das ist bezeichnend. Wenn Loorop, wie in dem großen Gemälde „Die Hüter des Meeres“ zur großen Symbolik strebt und innere Beziehungen deutlich betonen will, dann verfällt er leicht in den Fehler, in den alle unentwickelten Charaktere, die einen natürlichen Zwiepsalt in sich haben, verfallen: sie glauben an die Theatralik ihrer Worte, die sie bei andern sofort als haltlos, als gemacht empfinden würden. Sie gleiten in eine phrasenhafte Deklamation hinüber und merken es selbst nicht. Es fehlt ihnen die Kritik. Das ist eben das Unentwickelte an ihnen. Und die Primitivität ihrer Entwicklung läßt sie grobe Reize als kräftige, starke Reize ansehn. Diese ganze Art ist ihnen eben fremd. Sie verlieren den Boden, sie verlieren die feinen Maßgeföhle, die sie sonst haben.

Loorop hofft und wartet immer, zu sich selbst zu kommen, sich ganz zu finden. Es giebt wohl einen Punkt, wo die verschiedenen Wege sich eint. Doch ist es eigentlich eigenlich für solche Naturen, sich nicht und nie zu finden. Das Ungeklärte ist ihre Note. Es ist das Problematische an ihnen.

Von Fritz Oberbed sind in Kunstsalon Bertheim zwei Landschaften aus Worswede zu sehen. Landschaften, die in ihrer Frische und Lauterkeit wie in der Weite der Linien von Böcklins Art beeinflusst sind. Doch sind sie, der Richtung der Worsweder Künstler entsprechend, realer, einfacher; sie haben noch mehr von der natürlichen Einfachheit; sie haben lokalen Charakter. Das, was sie heraushebt aus der großen Schar moderner Landschaften, ist die Unberührtheit des Sehens, das immer wieder unboreingenommen die ewige Frische dieser Natur, ihre tiefe Farbigeit auf sich wirken läßt. Trotzdem die Worsweder zu einer bekannten und abgeschlossenen Gruppe wurden, wirken ihre Werke nie schablonenhaft. Man lernt sie heraus — an der leuchtenden Frische der Farben, an der tiefen und echten Empfindung, mit der sie immer Land und Leute dieser einfachen und stillen Natur geben.

Es ist gut, daß sie sich diese Beschränkung auferlegen. Dadurch sichern sie sich dauernd die Wirkung, als wenn sie in krasser Weise an irgend ein sentimentales Gefühl appellierten. Sie suchen sich zurückzuhalten. Und doch, wer die Psychologie nur ein wenig kennt, die sich hier in Farbe mischt, der spürt all diese Empfindungen doch, aber feiner, tiefer, verhältler. Diese Künstler lieben wirklich ihr Land, das sie sich erwählten; es ist ihnen nicht nur Jwed ihrer Kunst. Es liegt ein persönliches Bekenntnis darin, wie sie sich dazu stellen. Sie scheuen das allzu harte Zurückstellen.

Sie sehen das Land nicht mit überraschten und neugierig entzückten Feiertagsaugen. Sie leben darin, leben alles mit, Frühling, Sommer, Herbst, Winter, ziehen mit dem Vater auf den Acker, sehen, wie die Ernte eingebracht wird, und lassen sich zur Winterzeit einschneien in Bauernhäusern, abgeschnitten von aller Welt.

Ausstellung bei E. Schulte. Caro Delbaille liebt die großen Flächen. Mit Geschmack und Geschick setzt er auf diese Flächen Frauen, die mit der Nagelpflege beschäftigt sind, auf der

Chaiselongue liegend, ausruhend, sich Thee servieren lassend. Es sind französische Gesichter und Gestalten. Meist merkwürdig und auffallend lange und im Verhältnis eigentlich unproportionierte Gestalten bevorzugter. Er sucht sie sich so aus. Geschmack und Geschick zeigt er. Weiter nichts. Es läßt sich nichts angeben, wo er entgleist wäre. Aber ebenso auch nichts, das besonders Freude machte. Die Farben sind immer unausdrücklich ausgewählt und ruhig hingeseht; steht eins passend zum andern. Und doch kommt kein reiner Genuß auf. Es will scheinen, als wären das gute und ernste Schülerarbeiten. Es ist wirklich kein Grund vorhanden, solche Arbeiten bei uns auszustellen. Sie sind überflüssig. Sie zeigen doch weiter nichts als daß ein Franzose, namens Caro Delbaille, auch gelernt hat, — wie so viele andre — geschmackvoll zu malen, da ihm das Zeug, einem innerlichen Muß künstlerisch zu folgen, fehlte. Dann nehme man doch lieber Deutsche. Freilich haben diese die Manie, sich nicht so leicht unterzuordnen, sich zu fügen. Und in diesem Sinne vielleicht können die feinen und bescheidenen Talente bei uns von diesem Franzosen lernen. Bei uns will jeder hoch hinaus, will sich betonen, und verabsäumt ganz seine Gaben in Betracht zu ziehen. Oft ergiebt sich da ein so lägliches Mißverhältnis. Geschmackvoll in bescheidenen Grenzen zu bleiben, kann jeder lernen. Es ist dies eine Lehre, die nicht so von der Hand zu weisen ist. Allerdings und leider hat sich bei uns in künstlerischen Dingen — vielleicht trug die Gleichgültigkeit der aufnehmenden Kreise dazu bei — ein Ton eingebürgert, der nicht geschmackvoll ist. Es wird nicht nach Maß und Grund der Begabung geforscht und daraufhin fleißig, einfach und still gearbeitet, wie es früher deutsche Art war. Vielmehr beginnt ein Rennen, sich Ueberbieten, ein Prozen, eine Strahheit in Form und Farbe, die beinahe etwas Kapitalistisches, etwas Marktnäsiges an sich hat. Die Besten sind oft nicht davon frei. Es lohnte, diese Ursachen einmal zu beleuchten. Die Kunstsalon verlieren ihre Stille, es tobt ein Geschrei wie auf einer Börse, wo jeder seinen Wert ausschreit.

Die Weiterentwicklung ist nicht in die Innerlichkeit verlegt, demgemäß nicht in den Einzelnen. Vielmehr werden fortwährend Richtungen geprägt, die im Laufe steigen oder sinken. Es wird genau registriert. Der wird groß sein, der sich hinausdrängt über diese kleinen Ziele, all das hinter sich läßt. Auf solche Charaktere gilt es zu warten. Vorläufig haben wir nur Schüler. Und Schülerart ist es, zu streiten über allerlei Fragen, wie es sein soll, was besser wäre usw. und Schülerart ist das einseitige In-den-Himmelheben einer augenblicklichen Richtung. Mensch sein heißt allseitig sein. Und der Künstler ist potenziertes Mensch. Allerdings haben wir sehr, sehr begabte Schüler. Fast wird es schwer, die Grenze, die sie doch noch von dem Höchsten trennt, zu erkennen.

Ich schweifte ab. Ich wollte nur sagen, in mancher Beziehung kann dieser Franzose uns Lehren geben; welche, das deutete ich an.

Gleichzeitig sind bei Schulte von dem Karlsruheer Gustav Schönleber eine Reihe von kleinen Bildern zu sehen. Karlsruhe schenkte uns manche gute Landschaften. Schönlebers Name ist bekannt. Diese Landschaften sind wohl sätwer im Ton und wir sind vielleicht gewohnt, die Farben schwingender und lustiger zu sehen. Aber man sieht eben, Technik allein macht's nicht. Denn diese Bilder — meist schwüle Sommerabendstimmung, wo das Licht gelb leuchtet und die Wolken did und grau dagegen stehen — sind in sich abgeschlossen und vollendet. Man spürt die innere, die echte Beziehung. Da ist kein Zubiel, kein Zuwenig. Ein Charakter redet hier. Eine einfache Stille webt um all diese Dinge, die so anspruchlos sich geben, eine Intimität, die aus der innerlichen Auffassung strömt, die den Maler seine Farben wählen ließ. Die Wärme der Farbe verbindet die äußerlich getrennten Dinge. Sie leuchten von innen heraus.

Unter den vielen Bildern von Désiré Lucas ist nur eines, das haften bleibt. Ein kleines Landschaftsstück, nur eine Hügelwelle, die sich grün über das Flachland hebt. Alles andre ist vielleicht tüchtig gemalt, aber nicht besonders erwähnenswert. Es mangelt hier an innerer Feinheit des Empfindens.

Dagegen zeigt ein Corot die wundervoll abgetwogene Art, alle Dinge farbig zu einander in zarte Beziehung zu setzen. Es ist ein richtiges malerisches Sehen, ein malerisches Werken. Und da liegt die Größe. Eine künstlerische Bescheidung dokumentiert sich hier in dem Zurücktretenlassen alles Persönlichen. Und die Natur ist hier so still für sich — es ist eine steinerne Bogenbrücke, die über einen Bach führt, mit Wald und Wiesen —. Es ist eine hohe Vollendung, so fein und richtig alles hinzustellen. Jedes Einzelne hat den Ton, der ihm gebührt. Man sieht: in der Wahl des Gegenstandes, in der Durchführung — nichts Krasses. Nichts Gewolltes. Nichts Betontes. Eins entwickelt sich still aus dem andern. Ein innerliches Blühen treibt alle diese Dinge heraus. Und allem wird diese Malerhand gerecht.

Von Jules Lagae sind einige Plastiken ausgestellt. Ein derber flämischer Stier. Eine konventionell aufgefaßte, symbolische Statuette: Die Künste, mit flatterndem Gewand und einem Griffel in der Hand — wie üblich. Der Stier und ein Männerkopf repräsentieren seine Kunst. Diese ist ernst und sachlich, beschränkt sich auf das Gebiet des Könnens und sucht in diesem kraftvollen Nachgehen Werke zu geben, an denen man nie ohne Achtung vorübergehen wird. Man spürt sofort dieses Maßhalten, dieses Zusammenhalten, dieses Bezwingen, diese innere Kraft. —

Ernst Saur.

Kleines feuilleton.

Ht. Ein neuer Beweis für den Zusammenhang von Licht und Elektrizität. Nachdem durch Maxwell im Anschluß an die genialen Arbeiten Faradays die Lehre von den elektro-magnetischen Wellen aufgestellt war, wonach die Aetherschwingungen elektro-magnetischer Natur sind, und nachdem Maxwell die Folgerung gezogen hatte, daß auch diejenigen Aethervellen, die wir als Licht empfinden, von der gleichen Beschaffenheit sind (elektro-magnetische Lichttheorie), gelang es bekanntlich im Jahre 1888 dem deutschen Physiker Heinrich Hertz, elektrische Wellen durch das Experiment hervorzurufen und an ihnen alle Eigenschaften der Lichtwellen nachzuweisen. Der einzige Unterschied bestand in der Wellenlänge; während diejenige der Lichtwellen nur nach Zehntausendstel eines Millimeter zählt, betrug die Länge der Wellen, mit denen Hertz experimentierte, mehrere Meter.

Einer der interessantesten Versuche Hertz' war folgender: Im Brennpunkt eines Halbkreisbogens aus Zink werden elektrische Funken erzeugt, von denen die Wellen ausgehen; von der Metallwand werden sie reflektiert, wie Licht an einem Spiegel, und nach einem gegenüberliegenden ebenen Metallspiegel geworfen, in dessen Brennpunkt sie vereinigt werden, so daß zwischen den Enden eines dafelbst aufgestellten Leiters Funken übergehen, solange das Funkenspiel im Brennpunkt des ersten Spiegels unterhalten wird. Steht die Funkenstrecke vertikal und stellt man zwischen die Spiegel ein Gitter aus Kupferdrähten, so hören in der Funkenstrecke des zweiten Spiegels die Funken auf, die elektrischen Wellen werden durch das Metallgitter vollständig ausgelöscht. Stellt man das Gitter jedoch so auf, daß die einzelnen Stäbe horizontal liegen, so gehen die elektrischen Wellen ungehindert hindurch.

Damit der Versuch gelingt, ist es notwendig, daß das Gitter eng ist, d. h. daß der Abstand der einzelnen Stäbe klein ist im Verhältnis zur Wellenlänge. Da Hertz mit Wellen von mehreren Metern Länge arbeitete, so genügte für seinen Versuch ein Gitter, dessen Stäbe um je 3 Centimeter von einander abstanden. In der Folgezeit lernte man, kleinere elektrische Wellen hervorzurufen, und das Gitter mußte dann für diesen Versuch entsprechend enger sein. Aber daran hat wohl bis vor kurzem kaum jemand gedacht, daß der Versuch auch mit direkten Lichtwellen angestellt werden und gelingen könnte. Die längsten Lichtwellen, die wir als rotes Licht empfinden, haben eine Wellenlänge von 8 Zehntausendstel eines Millimeters. Die Stäbe des Gitters müßten also für diesen Versuch einen Abstand von nur 1 Hunderttausendstel bis 1 Millionstel eines Millimeters haben.

Es kommt nun aus Straßburg die überraschende Kunde, daß dort Prof. Braun, der namentlich durch seine Verbesserungen der drahtlosen Telegraphie bekannt ist, am 8. Januar im naturwissenschaftlichen Verein über diesbezügliche Versuche von ihm berichtet hat. Zunächst berichtete er über eine weitere Verbesserung der drahtlosen Telegraphie, durch die man im Stande ist, erheblichere Energiemengen, als bisher, fortzusenden. Dann aber führte er Präparate vor, die solche gitterförmig an einander gereichte Metallstäben von so übermäßiger Enge darstellten, daß der oben geschilderte Versuch gelingt: Senkrecht zu ihrer Richtung schwingendes Licht wird von ihnen durchgelassen, parallel schwingendes wird ausgelöscht.

Dieser Versuch beweist also ganz unmittelbar und direkt die völlige Identität der Lichtwellen mit den elektrischen Schwingungen.

Wie die überaus engen Gitter Brauns hergestellt werden, sagen die uns vorliegenden Berichte nicht. Jedenfalls müßten die einzelnen Stäbchen so nahe bei einander liegen, daß sie selbst durch die besten Mikroskope nicht als verschieden erkannt werden können. Dazu gehört nämlich ein Abstand von mindestens 1 Zehntausendstel Millimeter, während hier der Abstand noch zehn bis hundertmal kleiner sein muß. Gerade deshalb versprechen aber die Brauns'schen Präparate und Versuche, auch ein Hilfsmittel der biologischen Forschung zu werden. Wenn selbst mit den besten Mikroskopen in organischen Geweben keine Struktur mehr erkennbar ist, so ist das noch kein Beweis, daß keine Struktur des Gewebes vorhanden ist, sie kann eben unterhalb der Grenze mikroskopischer Erkennbarkeit liegen. Die Prüfung mit den Brauns'schen Versuchen der Durchlässigkeit oder Undurchlässigkeit für Licht, das in verschiedenen Richtungen schwingt, läßt uns aber noch eine Stufe weiter gehen, so daß wir noch tiefer in den Bau der Materie einzudringen vermögen.

gc. Die bulgarischen Wandergärtner. Es ist eine auffällige Erscheinung, daß, obwohl in Rumänien sehr viel Gemüse verzehret wird, die Landbevölkerung sich im allgemeinen mit dem Anbau von Gemüse nur sehr wenig abgibt, solches sogar vielfach kauft. Die rumänische Stadt, teilweise auch die Landbevölkerung wird nämlich, wie der landwirtschaftliche Sachverständige in den Mitteilungen der deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft berichtet, durch bulgarische Wandergärtner versorgt. Dem durch Bulgarien Reisenden fällt es gleichfalls auf, daß mit Ausnahme einiger weniger Gegenden der Gemüsebau von der ortsaufgewohnten Bevölkerung Bulgariens auch nur wenig gepflegt wird. Im allgemeinen baut der bulgarische Bauer nicht viel mehr Gemüse an als die für seinen eignen Haushalt erforderlichen Bohnen, Gurken, Zwiebeln, Melonen, Kürbisse und Knoblauch. Zu Markt bringt er nur wenig Gemüse; aber bei jedem bulgarischen Städtchen und selbst bei den größeren Dörfern findet man besondere

Gemüsegärtner. Sie stammen fast ausschließlich aus dem Bezirk Tirnovo, namentlich aus den zu jenem Bezirk gehörenden Kreisen Elena und Gornja-Drebowiza. Aus derselben Gegend stammen auch fast alle in Rumänien und sonst im Auslande arbeitenden bulgarischen Wandergärtner. Vor etwa 180 Jahren war Garten und Gemüsebau auch in der jetzigen Heimat der bulgarischen Wandergärtner unbekannt. Heutzutage beschäftigt sich ein sehr großer Teil der Bevölkerung des Kreises Gornja-Drebowiza mit diesem Gewerbe. Auch die Nachbarreise Tirnovo, Gabrovo und namentlich Elena senden seit neuerer Zeit eine alljährlich stark wachsende Zahl ihrer Bevölkerung als Wandergärtner in die Fremde. Gering, aber in allmählichem Anwachsen begriffen ist die Zahl der Wandergärtner aus den ebenfalls benachbarten Gebieten Seblievo, Swistob, Puschit und Razgrad. Mit besonderer Vorliebe gingen die Wandergärtner von jeher nach Rumänien. Innerhalb des heutigen Bulgariens ließen sie sich ursprünglich fast nur in der Nähe der Garnisonstädte nieder. Nach der Befreiung Serbiens gingen bulgarische Gärtner auch in jenes Land. Im Jahre 1854 gab es bei Belgrad 12 und im übrigen Serbien 90 bulgarische Gemüsegärtner. Gegenwärtig nimmt ihre Zahl in Serbien ab; die serbischen Bauern scheinen ihnen Wettbewerb zu machen. Allmählich rücken die bulgarischen Wandergärtner immer weiter vor, und zwar besonders nach den südlicheren Teilen Oesterreich-Ungarns und nach Rußland, namentlich nach Odessa, Charkow, Moskau und den Küstenstädten am Schwarzen Meer.

Humoristisches.

— Schlaun. Dorfwirt (vor dessen Hause sich ein lausender Brunnen mit sehr gutem Wasser befindet, beim Herannahen von Touristen): „Schnell, Kathi, stopf das Brunnenrohr zu, sonst laufen die Stadtleute wieder lauter Wasser und sehr'n bei uns net ein.“

— Gemütsmensch. Sie (zum Gatten, der spät nachts nach Hause kommt): „Na, Du Erzklump, kommst Du endlich, und in dem Zustande? Halb tot habe ich mich schon Deinertwegen geärgert!“

Er: „Aber Hu — Hu — Guhda! Was kann ich denn dafür, daß Du alles nur halb thust?“

Fortschritt. Gast: „Kellner, das Besäuerdebuch!“
Kellner: „Bedaure... aber wir haben dort in der Ecke einen Phonographen, wollen Sie, bitte, Ihre Klage da hineinsprechen, alle zwei Stunden hört ihn der Wirt ab.“ — („Weggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Im Konzert der Wagner-Vereine, das am 15. Februar in der Philharmonie (Dirigent Hofkapellmeister Dr. Mud) stattfand, gelangen zwei Druckstücke aus der unvollendeten Oper „Gunlod“ von Peter Cornelius zum erstenmal zur Aufführung. Auf dem Programm stehen ferner noch aus „Parsifal“ dritter Akt zweite Hälfte und aus „Tannhäuser“ Ouverture und Bacchanal.

— Gelegenheit des Universitäts-Neubaus in Jena war ein Wettbewerb um die besten Entwürfe veranstaltet worden. Den ersten Preis hat jetzt Professor Theodor Fischer in Stuttgart, den zweiten Professor Franz Hoyer in München, den dritten haben die Architekten Weidenbach und Schammer in Leipzig erhalten.

— Auf der Weltausstellung in St. Louis wird im deutschen Hause eine Sammlung von Kunstphotographien der hervorragenden Fach- und Liebhaberphotographen ausgestellt werden, die vor ihrer Ueberführung nach Amerika in der Kunsthandlung von Amsler u. Aulhardt, Behrenstr. 29, bis zum 23. Januar unentgeltlich zu besichtigen ist.

— Im vorigen Jahre ist auf Veranlassung der turkestanischen Abteilung der russischen geographischen Gesellschaft der Valtasch-See erforscht worden. Wie Professor Boeitow in „Petermanns Mitt.“ berichtet, wurden 30 astronomische Punkte bestimmt, die Karte wird in Tschkent hergestellt. Die früheren Karten sind in vielen Punkten ungenau. Die Länge des Sees ist etwa 650, die Breite 55—80 Werst. Das interessanteste Ergebnis ist, daß dieser abflusslose See, in einem sehr trockenen Klima gelegen, ein Süßwassersee ist; er ist sehr leicht, die größte Tiefe 11 Meter, der Boden sehr eben, das Wasser trübe. Nach Aussagen der Kirgisen ist das Wasser seit wenigstens 10 Jahren im Steigen begriffen.

— Das größte Automobil der Welt ist in San Francisco zur Ablieferung gelangt. Es ist 60 Fuß lang, 30 Fuß breit, hat 60 Pferdekräfte und ist als Ernte- und Mähmaschine gebaut. Als solche mäht sie einen 36 Fuß breiten Streifen, stellt gleichzeitig das gemähte Korn auf, drischt es und bindet das gedroschene Stroh in feste Bündel. Bei dieser Arbeit legt es 5 1/2 Kilometer in der Stunde zurück.

c. Verwickelte Verwandtschaftsverhältnisse. Dr. Grenfeld, der in den Gewässern von Labrador mit dem Lazarett-Schiff „Stratocona“ kreuzt, fand in einer Ostimo-Familie ein außer-gewöhnliches Verwandtschaftsproblem. Zwei Witwer, die Weter waren, heirateten ein jeder die Tochter des andern. So war jede Frau die Stiefmutter, Schwägerin und Cousine der andern, während die Verwandtschaft ihrer Kinder fast zu verwickelt war, um durch gewöhnlichen menschlichen Scharffinn festzustellen zu werden.